

(Nachdruck verboten.)

## Hanna.

11) Roman von Peter Egge.  
Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen  
von Adele Neustädter.

Es war an einem Sommertage, ein Jahr, nachdem er sich verheiratet hatte. Hanna und er waren auf dem Wege zur Stadt. Unten am Hügel blieb er stehen und streichelte und liebte die kleinen, schönen, schmutzigen Knaben, der dort lag und in der Erde wühlte. Hanna war einige Schritte langsam vorausgegangen. Sie wartete darauf, daß er ein Ende machte.

„Welch' ein süßer Junge!“

„Ja,“ sagte sie — ohne das Kind weiter zu beachten.

Wie ihn das abgestoßen hatte! Daß sie, eine kinderlose Frau, sich nicht freute, wenn sie solch' ein schönes Kind sah! Daß sie so gleichgültig daran vorübergehen konnte. Mußte sie nicht etwas für ihre Mutterliebe finden, wenn sie mit ihm plauderte. Aber so war sie nun einmal! Ihre Zärtlichkeit und Freude und ihre Trauer waren etwas linksisch . . . Und er, der sich an dem Kinde so gefreut, daß er insgeheim daran gedacht hatte, es mit der Zeit einmal anzunehmen, falls Hanna kein Kind bekomme!

Holtke ging tiefer in den Wald.

Ihr erstes Kind trug an einer solchen Gefühllosigkeit schuld. Sie hatte nie die Freude seines Besitzes verspürt, nur den Schmerz. Auch die Scham. Sie hatte wohl keinen Grund gehabt, warm und weich zu werden, wenn sie ein schönes Kind auf dem Wege herumwühlte sah. Die Mutterliebe hatte wohl damals wie ein erstarrtes Metall in ihr geruht . . . Aber jetzt nicht mehr . . . jetzt nicht. Er begriff, empfand es . . . so sicher . . .

Das Herz wurde ihm schwer. Er legte die Hand auf die Augen, um die Thränen zurückzuhalten und blieb stehen.

Er erinnerte sich an die Abende im letzten halben Jahre, nachdem sie sich gelegt hatten. Das Halbdunkel und das Gefühl, einander so nahe zu sein, hatte sie gegenseitig vertraulicher gemacht. Sie hatten froh und eifrig von dem Kommenden gesprochen. Ihre Augen leuchteten vor Glück, und die Stimme zitterte voller Erwartung. O nein, er irrte sich nicht. Sie war glücklich. Was auch von alter Erbitterung und traurigen Erinnerungen noch in ihr geruht hatte, der herrliche Junge, der jetzt gekommen war, hatte es vernichtet.

Er blieb lange stehen, und er gewann Ruhe. Zuletzt lächelte er, daß er sich derart ereifern konnte.

Er wandte sich heimwärts. Es war wohl spät. Er wusch Gesicht und Hände im Arbeitszimmer, ehe er zu Hanna ging.

„Wie geht es Dir?“

„Danke, sehr gut.“

Sie wandte sich dahin, wo der Knabe lag und lächelte:

„Jetzt wacht er!“

Dann zog sie die Decke fort, nahm ihn auf und reichte ihn Holtke.

„Da hast Du ihn.“

Er zog den Knaben vorsichtig an sich und sah ihm in die großen blauen, glänzenden Augen. So blieb er eine Weile sitzen. Da hörte er, daß man dort im Bette leise lachte. Er sah sie verwundert an.

„Du bist so ungeschickt,“ sagte sie.

Er beugte sich tiefer über das Gesicht des Knaben — er fühlte, daß seine Augen feucht wurden — und küßte ihn leise.

### Zweites Buch.

#### I.

Ein Samstagabend im März, vier und ein halbes Jahr später.

Auf Lovbwall saßen in der Bohnstube vier Menschen am Spieltische: Holtke und Hanna und Rechtsanwält Hjeltn mit Frau. Die Hängelampe hing gerade über ihnen und schloß alle vier in ihr Licht ein, das der Lampenschirm so scharf begrenzte, daß der umliegende Raum im Halbdunkel lag.

Sie spielten Whist.

Es war ganz still im Zimmer, und von draußen drang kein Laut zu ihnen herein. Die Herren saßen stumm, jeder rauchte aus einer langen Pfeife, griff hin und wieder nach dem Punschglase, trank ohne anzustoßen und ohne etwas zu sagen. Die Damen nippten Likör.

Hjeltn war beim vierten Glase. Seine Wangen hatten eine erhitzte, rote Farbe angenommen, und er strich nervös mit der Hand über seinen kurzgeschneitten Vollbart, der am Kinn in einer kleinen Spitze auslief. Aus seinem rechten Mundwinkel blies er Rauchwolken, und blickte starr in die Karten.

Holtke, der beim zweiten Glase saß, vergaß oftmals zu rauchen, bis er plötzlich bemerkte, daß die Pfeife nahe dem Erlöschen war. Dann blies er los, bis er Oberdampf hatte. Vergaß dann aber wieder, weiter zu rauchen.

„Donnertwetter, haben wir aber gewonnen, gnädige Frau,“ rief Hjeltn Hanna zu, und sammelte den letzten Stich. Dann nahm er den Bleistift und rechnete. Die andern tranken einander zu. Er machte einen dicken Strich unter die Rechnung, steckte den Bleistift durch das Papier und leerte das Glas.

„Martha!“ rief er laut dem Dienstmädchen.

„Aber Alfred!“ sagte seine stille Frau vorwurfsvoll, sah Holtke und Hanna an und lächelte, als wolle sie sagen:

„Sie müssen ihn wirklich entschuldigen . . . Sie wissen ja, er ist nun einmal nicht anders.“

Das ältliche Dienstmädchen kam herein.

„Mehr warmes Wasser. So warm wie möglich,“ sagte Hjeltn und reichte ihr den Krug.

„Es ist halb elf, Alfred,“ sagte seine Frau und sah auf die Uhr.

„Nur noch eine Runde, Gunda. Nur noch eine.“

Holtke lächelte die Frau beruhigend an und mischte die Karten.

Es war feste Gewohnheit geworden, daß die beiden Familien an den Samstagabenden zusammen waren. Einmal bei Hjeltn, das andere Mal bei Holtke.

Anfangs hatte Holtke einen schwachen Widerstand versucht. Aber Hjeltns Lärmen war solch' gutmütiger Art, daß er bald nachgab. Zudem hatte die Frau Hanna bald für sich gewonnen.

Er begann die Samstagabende zu lieben, obgleich Hjeltn mit seinem Vorschwall langweilig genug werden konnte, wenn es auf Mitternacht ging, falls man nicht Whist spielte.

Er hatte sofort versucht, Holtke in die Politik einzuführen:

„Siehst Du, wir brauchen solche Leute, wie Dich. Du bist reich, hast Hof und Boden. Du hast Bildung . . . europäische. Kurz gesagt, Du würdest eine durchgreifende Wirkung erzielen.“

Aber da war er auf den zähesten Widerstand gestoßen. Er konnte ihn nicht einmal überreden, sich stimmunberechtigt zu machen.

„Ich will keiner politischen Partei helfen, die alte Gesellschaftshofe zusammenzulösen. Sie ist so abgenutzt, daß wir einer neuen bedürfen. . . .“

Martha brachte rauchendes Wasser im Krüge herein. Während sie es auf den Tisch stellte, griff Hjeltn ihr über den Arm.

„Wo haben Sie sich diese häßliche Narbe geholt?“

Er zeigte auf ihre rechte Handfläche,

Martha lächelte geniert.

„Ach, das ist schon lange her.“

„Lange her? Aber woher haben Sie denn die Narbe?“

„Ich schnitt mich mit einem Messer.“

„Womit haben Sie es denn kuriert?“

„Ich legte Pflaster und dann Grüße auf.“

„Was?“ schrie Hjeltn aufgebracht. „Und Grüße? Gott straf' mich, so was habe ich nie gehört! Warum legten Sie nicht lieber Pflaster auf die Grüße!“

Er ließ sie ärgerlich los. Die Anderen lachten. Martha war etwas verdrießlich und ging hinaus.

Frau Hjeltn nickte Hanna zu, als wollte sie sagen:

Wenn er es so macht, ist er eigentlich doch amüsant.

„Bei unserm Volk sieht es mit der Aufklärung traurig aus. Sie gehen hier zur Schule vom siebenten bis zum

dreizehnten, fünfzehnten Jahre; aber trotzdem sind sie so unwissend, daß sie Grüns auf Pflaster legen, wenn sie sich schneiden . . ."

"Welche doch endlich!" sagte Solthe, "und verwahre den Rest, bis Du Deinen Vortrag hältst. . . Ganna spiele aus!"

"Aber ich versichere Dir, hättest Du meine medizinischen Kenntnisse, so hättest Du Dich über eine so grenzenlose Unwissenheit ärgern müssen, wenn es sich darum handelt, seinen eignen Körper zu pflegen."

"Das thue ich trotzdem, mein lieber Mediziner." Sie lachten alle, aber allmählich fesselte sie das Spiel, und es wurde still.

Martha trat ein, um nach dem Kamin zu sehen. Man hörte die Schritte kaum auf dem Fußteppich.

"Martha", rief Hjelm, "wollen Sie ein Buch von mir haben . . . über Körperpflege . . . leicht und verständlich, ja?"

"Danke, wenn der Herr Rechtsambalt so gut sein wollen!"

"Gut? Nein, keineswegs. Ich thue es nicht, weil ich gut bin."

Er warf eine Karte auf den Tisch, und Ganna sagte scharf:

"Aber Hjelm!"

"Verzeihung, gnädige Frau! . . . Aber nur aus Interesse für Sie und Ihresgleichen, Martha. Sollten Sie sich einmal unwohl fühlen, so wenden Sie sich getrost an mich. Ich bin auch Arzt."

Wieder spielten sie eine Zeitlang schweigend.

Ueber Hjelm kirkerte in der Stadt eine Geschichte, daß einmal eine kränkliche und schlecht gekleidete Frau in sein Bureau gekommen sei. Sie war besangen und blieb mit dem Korbe am Arm an der Thüre stehen. Hjelm musterte sie. Er glaubte wohl, sie sei eine Bettlerin, und er gab aus Prinzip nie. Dagegen hielt er jedem Bettler einen kleinen Vortrag über das Demoralisierende des Bettelns.

Er fragte: "Was wollen Sie?"

"O, es ist eine wichtige Sache."

"So? Wollen Sie auch prozessieren? Das sollten Sie lieber sein lassen, wenn es iugend geht."

"Ich habe gehört, Sie seien so kürlich im Arrieren der Leute, und mir ist mein Hals so steif geworden."

"Was sagen Sie?!"

Hjelm sprang entzückt auf, stellte den Korb auf den Boden und zog die Frau durchs Zimmer ans Fenster. Sie erhielt Instruktionen, die sie unbedingt befolgen mußte, falls sie überhaupt gesund werden wollte. Als die Frau den Korb nahm und gehen wollte, erhielt sie eine Krone. "Sie müssen wirklich wegen ihres Halses wiederkommen, falls es nicht besser würde . . ."

Als man eine Weile gespielt hatte, sagte Hjelm plötzlich: "Gunda, denke daran, daß Martha das Buch bekommt, das ich ihr versprochen habe."

"Ja", sagte sie, und blickte ihn über die Karten an. In den Augen lag Bewunderung.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ihr Ausgehlag.

Nach dem Französischen des L. Descares von Edward Fuchs.

Florentine war nach Paris gekommen und gab gleich darauf in der Maternité einem Kinde das Leben. Als sie jener Hans verliebte, war ihr Entschluß gefaßt. Mit ihrem unehelichen Kinde nach Hause zurückzukehren, daran war nicht zu denken. Der Gedanke an die Frau, mit der sich ihr Vater wiederverheiratet hatte, erstorte in ihr jede Hoffnung auf Nachsicht und Schutz. Ihr Verführer hatte sich um ganz sicher der Verantwortlichkeit zu entgehen, aus dem Staube gemacht; er war verschwunden.

Um ihr Elend voll zu machen, durfte sie nicht einmal auf einen sofortigen Verdienst rechnen, denn das einzige, der Dienst einer Nanne, konnte sie nicht versehen: sie konnte nicht nähen. Sie fühlte sich so schwach, so elend, so entkräftet, ihre Gesundheit war so schwandelnd, daß es schien, als ob das kleine Mädchen, das sie geboren, jetzt schon eine Waise wäre. Es war nur die Frage, ob die öffentliche Wohlthätigkeit sich ihrer etwas früher oder etwas später zu erbarmen hätte. Ihre erste Pflicht als einer hilflosen Mutter war es daher, ihrem Kinde den Schutz zu sichern, den die Gesellschaft denen zu reichen geruht, die sie zum Opfer gefordert hat.

Die bürgerliche Moral deutet freilich für alle beide auch eine andere Lösung an: die Seine oder das Klostenbeden in einem Hotel garni.

Auch Florentine dachte daran auf der kurzen Ueberrfahrt von der Rue de la Conté nach der Rue Denfert-Rochereau. Wer sei es, daß man im allgemeinen diesen verzweifeltsten Entschlüssen zuwor-

kommen wollte, sei es, daß sie besonders überwacht wurde, man begleitete sie und verließ sie erst, als sie die kurzen Formakitäten, die mit der Uebergabe ihres Kindes an das Findelhaus verknüpft waren, erfüllt hatte.

Jetzt stand sie auf dem Trottoir allein, ohne Kind, das Gesicht mit heißen Thränen überströmt.

Ein Tramwaywagen stieß sie an, sie hatte Lust, sich unter seine Räder zu werfen. Wer hinderte sie daran? Vielleicht ein Passant, der sich dann höflichst entschuldigte, sie gestoßen zu haben.

Sie wiederholte sich die letzten Antworten des Beamten, die er ihr auf die dringenden Fragen gegeben: "Also nicht wahr, wenn ich wieder ganz hergestellt bin, und wenn es mir meine Hilfsmittel erlauben werden, mein Kind wieder an mich zu nehmen, dann wird man es mir wiedergeben, nicht wahr?"

"Aber ja!"

"Und wird es gut versorgt sein? Wohin wird man es in Pflege geben?"

"Darüber weiß ich nichts, und wenn ich es wissen würde, so wäre es mir doch verboten, es Ihnen zu sagen."

"Aber man wird mir doch wenigstens Nachrichten von ihm geben . . ."

"Ja, alle drei Monate, Avenue Victoria. Sie müssen nur dies zu Ihrem Anzeiger vorzeigen."

Und damit übergab er ihr ein kleines Stück Karton, das einer Eisenbahn-Fahrlarte ähnlich sah. Darauf stand eine Nummer.

Drei Frauen waren vor ihr in dem Weg zum Schalter, der durch eine eiserne Barriere vorgezeichnet war; wie bei den Bahnhöfen hat er immer nur für eine Person Raum. Aber sie hatten nicht lange zu warten. Ein Beamter nahm den ersten die Nummer ab, blätterte in einem vor ihm aufgeschlagenen Register und verabschiedete die Fragenden mit dem einzigen Worte: "Am Leben!"

"Danke!" Sie gaben sich damit zufrieden und gingen fort.

Vor Florentine stand jetzt nur noch ein Mädchen mit locken Haaren; sie war in Lumpen gekleidet und die Füße stak in ausgetretenen Schuhen. Sie hielt schüchtern ihre Karte hin und ihr demütiger Blick folgte dem Beamten beim Nachschlagen. Nach einigem Suchen erhob der Beamte den Kopf und sagte: "Gestorben."

Das Mädchen blieb wie zerschmettert mit offenem Munde stehen, als hoffte sie noch — auf was? Ob er sich nicht doch getäuscht hätte? Oder könnte sie nicht wenigstens den Namen der Krankheit erfahren, dem das Kind zum Opfer gefallen war? Den Ort seiner Grabstätte? Oder vielleicht ein nichtssagendes Wort des Trostes . . .

Aber der Beamte machte nur eine mitleidige Handbewegung, wie wenn die Bewohnheit, die stete Wiederholung derselben Scene ihn Zurückhaltung anrieten; und das Mädchen, willig wie ein Lastthier, trug zu allen Bürden, die das Leben ihr aufgeladen, schluchzend um auch diese Last von dannen . . .

Die Reihe war jetzt an Florentine. Da es das erstemal war, daß sie hierher kam, hoffte sie, einen weniger lakonischen Bescheid zu bekommen. Aber der exakte Beamte, der eher einem Automaten gleich, sagte nur die zwei Worte: "Am Leben" und "Gestorben" zu lernen; er sagte das erste und schweig.

Florentine zögerte: "Sie wissen gewiß, daß es nicht krank ist?"

Stille.

"Aber sagen Sie mir doch, wohin ich schreiben muß, um es zu erfahren. . . Es ist mir ja gleich, ich werde mich direkt an die Kostfrau wenden!"

Der Beamte merkte, daß er es mit einem Henking zu thun hatte und antwortete endlich, nur sie zu informieren und sie sich vom Halbe zu schaffen: "Es ist uns verboten, nähere Auskünfte zu erteilen. Daran würden zu viel Klammationen und Mißbräuche entstehen. Wir dürfen der Mutter nur sagen, ob ihr Kind tot ist, oder ob es noch lebt. Ihr Kind lebt. Das ist doch die Hauptsache."

Als sie sich entfernte, fiel ihr ein: Ein Jertum ist bei dieser Buchführung am Ende auch möglich, und wenn sie auch noch so genau geführt wird . . . Sie lehrte im Geiste die Rollen um: ihr Kind war gestorben und das der anderen Frau lebte . . . sie weinte über die gute Nachricht, wie die Unbekannte über die schlechte geweint hatte . . .

Alle Vierteljahre kam sie wieder, immer in den ersten Tagen des Monats. Mit welchem Herzklopfen näherte sie sich jedesmal dem Schalter, zeigte ihre Nummer und forschte begierig in dem undurchdringlichen Gesicht des über das Register gebengten Beamten, als ob sie daraus das Wort, nach dem sie sich sehnte, zuerst erkennen würde.

"Am Leben!" Sie fragte jetzt nichts mehr und dankte dem Beamten nur mit all der Freude ihres übervollen Herzens. Und doch war gerade dieser Beamte wohl am wenigsten beteiligt! Aber da sie nicht den Leuten ihren Dank ausdrücken konnte, denen die öffentliche Wohlthätigkeit ihr Kind anvertraut hatte, so verteilte Florentine ihren Dank an alle, auch an die, die es am wenigsten verdienten.

Dies waren die Morken und die Freunde des einzigen Ausgehlagtes, den sie sich von ihrer Dienstherrenschaft erbat. Was hätte sie auch ohne Familie, ohne Freunde und ohne Geld mit ihrer freien Zeit machen sollen?

Sie zog es vor, die Gelegenheiten zu Geldausgaben zu vermeiden, um von ihrem Lohn kleine Sparnisse zu machen; sie konnte so um so früher ihre Pflichten als Mutter

auf sich nehmen. Aber was sie in zwei Jahren zurücklegen konnte, das waren kaum sechzig Franks. Sie war nicht starr; die schwere Arbeit entkräftete sie; wiederholt hatte sie ins Spital gehen müssen. Ihre Hüfte waren geschwollen, ihr Unterleib glühte wie Feuer, ihr Hals war entzündet, ihr Atem rasselte. Als sie das Spital verlassen wurde es ihr sehr schwer, eine neue Stelle zu finden. Ihr Aussehen deutete auf die ungenügende Erholung ihrer und ließ einen baldigen Mißfall befürchten. Wenn man sie in den Dienst nahm, war es zur Probe; man bestellte sie einen Monat und schickte sie dann wieder fort. Die Stellenvermittlungsbureau interessierte sich nicht mehr für sie, sie referierten ihr nur noch Plätze in verächtlichen Häusern, wo man die Dienstmädchen schändet, Häuser, die eher einem Zuchthaus gleichen, und wo alle Dienstboten sofort heulend wieder davonlaufen.

Endlich wurde sie von ihren Qualen erlöst. In einer Haushaltung von zwei alten privatifizierenden Leuten fand sie einen Platz. Hier ruhte sie sich aus und atmete wieder auf; der Dienst war leicht, der Lohn anständig. Es war ein Haushalt mit nur kleinen Sorgen. Das schwache Tid-tad der Pendeluhr verursachte den einzigen Lärm. Es war der rettende Hafen für sie. Hier arbeitete Florentine, um ihr Töchterchen wiederzuerhalten.

Heute werde ich nach ihr sehen, sagte sie an den Erkundigungstagen. Die Madame bewilligte ihr gern den Ausgehlag, insofern, als Florentine versprach, rechtzeitig genug zurückzukommen, um das Diner noch bereiten zu können. Sie hielt Wort. Am fünf Uhr stand sie wieder hinter ihrem Herd. Aber bei Tisch fragte Madame neugierig ihren Gatten: „Hast Du das verstörrte Gesicht von Florentine nicht bemerkt? Ich hab sie übermäßig, wie sie den Kopf in ihrer Schürze verberg.“ Sie muß Widerwärtigkeiten gehabt haben . . .

„Ihr Soldat wird ihr eine Scene gemacht haben,“ sagte der Herr, ein kleiner wohlgenährter Greis, dessen Scharze noch aus dem zweiten Kaiserreich karkterte.

„Oder, noch wahrscheinlicher, ihr Sergeant ist nicht zum Rendezvous gekommen,“ erwiderte die gnädige Frau.

So lautete der ewig gleiche und unerschöpfliche Unterhaltungstoff jener Leute, die sich zurückgezogen hatten und sich langweilten. Sie beobachteten die Anfuhrerin heimlich und brummten vor sich hin, wie Fliegen, die durch die Wärme gereizt sind.

Bei der etwas verfallenen Suppe sagte der Herr boshaft:

„Man könnte wirklich glauben, daß sie hinein geweiht hat!“

Madame stimmte mit ihm überein, ja sie that es ihm sogar noch zuvor, indem sie sagte:

„Du hast recht, heute abend schmücken alle Platten nach Thränen.“ —

### Kleines Feuilleton.

—o— Die Unbeständigen. (Nachdruck verboten.) Sie stellten ihre kleinen Kisten in die Ecken, machten die Kissen auf und holten ihre wenigen Wägen- und Geschirrstücke hervor. Einige legten sich auf Decken, die sie auf die zerretten, stäubigen Diele ausgebreitet hatten. Andere machten sich am Herd zu schaffen im Schein der offenen Grubenlampen, die sie an Kägeln an der Wand aufgehängt. Sie lachten und scherzten, voll Freude, endlich einmal wieder einen heizbaren Mann zu haben. Fast den ganzen Sommer hatten sie in verfallenen Luftschächeln und zwischen Schlackenbergen genächtigt. Und auch, als schon die ersten Herbststregen niederrieselten, konnten sie noch kein festes, sicheres Unterkommen finden. Wer wollte auch die schmutzigen Arbeiter ohne Möbel aufnehmen? Eine richtige Wohnung hätten sie nicht bekommen. Und als Schlafleute fanden sie auch keine Aufnahme, da alle Familien schon mehr junge Leute beherbergten, als die Polizei erlauben wollte.

Nun hatten sie doch noch vor Winteranfang eine Wohnung gefunden! Und vor lauter Uebermut tanzten die beiden Mädchen des Trupps über die drei am Boden schnarrenden jungen Männer hinweg zu den Tönen der beiden Mundharmonikas, die von dem am Herd lehrenden Vurschen gespielt wurden. Die Schlafenden wachten wohl auf von dem Lärm und den Trüften, schimpften aber nicht, sondern drehten sich nur auf die andere Seite, rühten auch ihr Kopfkissen, ein Wäschebündel oder eine Kiste zuricht — schnarchten aber weiter zufrieden, in einem geschlossenen Raum schlafen zu können.

Die Mädchen tanzten und lächelten weiter, als die alle Djiura, vor der sie die Küche gemietet hatten, hereinkam und bat, sie möchten doch nicht so laut sein. Wenn auch der Herr Kontny, der Obersteiger, sie an seine Schwester, die Besitzerin des Hauses geschickt hätte, so dürften sie doch nicht vergessen, daß es schlechte Menschen auf der Erde giebt, die dem Armen nicht einmal das Dach über dem Kopfe gönnten, die ihn sogar um das Himmelslicht beneiden. „Kindchen, Kindchen! Seid ruhig, seid ruhig! Ihr wißt nicht, wie die Goczil, die Schwester des Herrn Obersteigers, ist . . . Ach, Du mein liebes Leben, was sollt Ihr machen, wenn Ihr wieder hinaus müßt ins Wetter? Ach, Du mein Leben, Du mein Leben!“

Sie wollte die Thür ihrer Kammer wieder zuziehen. Da sahen die Mädchen sie um die Hüfte und rissen sie mit herum.

Halt lachend, halb weinend, mühsam nach Luft ringend, ließ sich die Djiura mitschleifen: „Ei, Du mein liebes Leben, mein Leben . . . soll . . . ich . . . auf meinen wackligen Knochen noch tanzen? . . . Ei, mein Leben, Ihr . . . werdet sehen . . . es nimmt . . . kein gutes . . . Ende . . . Ach, Lachen — kommt . . . immer Weinen . . . Hörst auf mich . . . Kindchen . . . Ich bin . . . eine . . . alle Frau . . . Es ist . . . immer so gewesen, so viel . . .

ich auch . . . erlebt habe . . . immer weinen, Kindchen, weinen . . . Ach, Du mein Leben!“

Die Mädchen ließen sie endlich frei. Sie ging betrübt und den Kopf schüttelnd hinaus.

Die Mädchen kochten in ihren Kesseln Graupen und das Fleisch, das sie zur Feier des Einzugs in die Wohnung gekauft hatten. Als das Essen fertig war und sie es in kleine Blechnapfe verteilt hatten, wickelten sie die Schlafenden. Der eine sagte: „Warum habt Ihr denn nichts vor das Fenster gehängt?“

Er war ein großer Mann, der lebhaft aus den kleinen grauen Augen blickte, durch eine kurze, scharfe Nase ausgezeichnet war vor den andern, deren Gesicht nur die weichen, runderlichen Linien der Slaven zeigte.

Ein der Mädchen zog sofort seinen Rock aus und breitete ihn vor das Fenster. Eine Widerrede erlaubte sich keiner.

Sie saßen nun still um den Herd, auf die Erde gelauert oder auf einer Kiste hockend, und aßen ihr Mittag.

Da kam plötzlich die Djiura hereingeführt: „Ach . . . mein Leben! Der Herr Kommissar! Ach . . .“

Mehr konnte sie nicht sagen. Hinter ihr kam ein Polizeikommissar in Uniform mit zwei Säugelenten herein. „Na ja, da haben wir sie ja mal wieder! Da sitzt das nun und schnauft ganz gemüthlich — sieben Mann hoch! . . . In diesem kleinen, dumpfen Loch . . . Sieben Menschen, und natürlich 'n paar Frauenzimmer . . . Ihr seid wohl Unbeständige? . . . Na ja, daagt' ich's doch . . . ach was, das wußte ich, als ich Euch durchs Fenster sah . . . verhängt das nächstens besser . . . Das hat zu keine beständige Arbeit und haust dann so rum . . . Das geht aber nicht, das erlauben wir nicht . . . Das könnte Euch so passen, daß wir das noch gut heißen, das Herumziehen? . . . Ja, schafft Euch doch beständige Arbeit!“

Bis jetzt hatte keiner dem Kommissar widersprochen. Sie suchten nur in Hast und Eile, mit einer gewissen Ergebenheit und Gleichgültigkeit, ihren Kram zusammen. Mengstlich schienen nur die Mädchen zu sein. Als aber der Kommissar sagte, sie sollten sich beständige Arbeit suchen, trat der mit der scharfen Nase vor ihn hin und sagte mit gezogener Stirn: „Finden wir beständige Arbeit? Finden wir?“

Der Kommissar konnte nicht gleich antworten. Die Frage kam ihm zu unwohl.

„Schickt uns nicht heute die Grube fort und holt uns morgen nicht eine andere? Schickt uns die nicht auch bald wieder fort, so daß wir dann an der Chauffee arbeiten müssen? Und schickt uns der Chauffeewärter nicht auch wieder fort, so daß wir wieder in eine Grube oder Grube müssen, die viele Meilen weit fort liegt?“

Der Kommissar wußte darauf nicht zu antworten: „Beden Sie, beden Sie; ich kann mich nicht so lange mit Euch aufhalten.“

Der Mann sah ihn ruhig an, in seinen Augen lag Traurigkeit und Jorn. Dann kramte er sein Geschirz in seine Kiste.

Ehe die Unbeständigen hinausgingen, kam ein schwarzgeleidetes, hageres Weib die Kellertreppe herunter. „Rein, die Djiura! Was sie mir alles macht. Solche Menschen in meinem Hause!“

„Ach, meine Frau Goczil!“ meinte die Alte unterthänig, „Sie wissen doch, daß ich nicht allein die Miete zahlen kann. . . Und Sie haben ja gesehen, wie die Leute kamen.“

„Hören Sie Herr Kommissar! Was man sich alles sagen lassen muß! Nichts hab' ich gesehen; Djiura, Du Alte. Dein Gedächtnis schrumpft zusammen, wie das Laub im Herbst, Djiura!“

„Ach, meine Frau Goczil, verzeihen Sie — aber Ihr Herr Bruder hat die Leute hergeschickt,“ sprach die Alte noch schüchtern.

„Hörst Du, Kontny, hörst Du?“ schrie die Wirtin auf, indem sie sich nach der Kellertreppe wandte, wo ein Mann im Schatten stand.

„Ach was, das ist nur ein Mißverständnis!“ sagte der verlegen. „Das kann ja gar nicht stimmen, denn ich muß ja die Leute entlassen — der Schlodenberg ist ja schon glatt gemacht . . . Sie haben ja auch keine Kündigung — es sind ja nur Tagelöhner, nur Unbeständige.“

Die Arbeiter hatten während dieses Gesprächs mit dem Paden umegehalten. Das eine der Mädchen wimmerte, als es hörte, daß sie wieder entlassen seien. Der Mann mit der scharfen Nase warf der Wirtin einen verächtlichen Blick zu. Dann sagte er mit erzwungener Ruhe:

„Kommt schon — hier ist doch nur Falschheit. Kommt, wir müssen nun doch nach einem andern Ort.“ —

— Ueber die Verbreitung der Hopfenkultur bringt der „Globus“ folgende Angaben: Verbindet man die Mittelpunkte derjenigen Länder und Gebiete, in welchen bis jetzt der Hopfenbau notorisch mit Erfolg betrieben wurde, durch eine Linie, so erhält man eine Kurve, welche, in Nordamerika beginnend, von den Staaten Michigan und New York nach dem Südwesten Englands zur Grafschaft Hereford führt. Von dort erstreckt sich die Linie mit Unterbrechung nach der Südwestküste Englands durch Kent, tritt von da fast direkt östlich nach Belgien ein, geht im Vogen südöstlich durch Lothringen und Elsaß, um mit der Biegung Hagenau, Rottenburg, Spalt nach Böhmen über Saaz aufzusteigen, mit Unterbrechungen durch Schlesien in das Gebiet von Reutomischl überzutreten und ihr Ende in der Gegend von Alfenstein in Ostpreußen zu finden. Nimmt man noch die Altmark und Steiermark, wie einige kleine unbedeutende Hopfenbauinseln hinzu, so ist dies das gesamte Gebiet dieser Kulturen. Man

Kann also sagen: in Europa reichen die Anbaugrenzen des Hopfens zwischen den 46. und 60. Grad nördl. Breite; im Osten Amerikas ist die Hopfenzucht auf dem Areal zwischen dem 36. und 45. Grade vorhanden, im Westen reicht er vom 38. bis 55. Grade nördlicher Breite. Die Gesamt-Hopfenproduktion der Erde stellt sich im großen Durchschnitt gegenwärtig auf 2 Millionen Centner. Deutschland erzeugt und verbraucht davon am meisten; es bringt allein 30,2 Proz. hervor und konsumiert 23,3 Proz. Amerika und Australien kommen ihm am nächsten mit 25,8 und 25,8 Proz. Für England stellen sich die Zahlen auf 24,0 und 31,2 Proz. Erwähnenswert ist ferner nur noch Oestreich mit 9,6 und 7,8 Proz. Was die Geschichte des Hopfenbaues betrifft, so stammen die ersten Angaben über den Hopfen als Kulturpflanze aus der Zeit der Karolinger. Aufschluß über die Zeit, um welche die Hopfenbiere in Deutschland allgemein wurden, giebt eine Urkunde, in welcher Kaiser Karl IV. im Jahre 1364 dem Bischof von Lüttich und Utrecht auf seine Klagen wider die seit 30 bis 40 Jahren üblich gewordenen neuen Biere mit Hopfen für jedes eingeführte Maß Hopfenbier zur Entschädigung einen Groschen einzubringen gestattet. Obgleich der Hopfenbau im allgemeinen im Laufe der Zeit vorwärts gegangen ist, so möge doch noch erwähnt werden, daß derselbe aus manchen Gebieten, wo er früher blühte, später wieder verschwunden ist. —

**Theater.**

Das Schaffen des Schauspielers. Unter diesem Titel hat Ferdinand Gregori, den unsere Leser als Mitglied des Schiller-Theaters kennen, bei Dümmler in Berlin ein sehr dankenswertes Buch erscheinen lassen. Die Schauspielkunst ist diejenige Kunst, über die heute am meisten geschrieben und am wenigsten gesagt wird. Ergreift nun ein darstellender Künstler das Wort, hat man unter allen Umständen einen Sachverständigen vor sich, der da auch anregend wirken kann, wo man ihm nicht zustimmen vermag. An Gregori ist vor allem die Wärme und Wucht sympathisch, mit der er sich gegen alle Verlogenheit in der Kunst wendet. In einer Zeit, wo der wichtigste Theaterlatz die Spalten der Presse füllt, wo hunderte von Schauspielern sich von eben diesem wichtigen Gebilde gefangen nehmen lassen, ist es sehr erfreulich, einen Darsteller zu finden, der seine Kunst wie ein erster Mann, nicht wie ein eifriger Tanzlehrer betreibt. In dem ersten Teil des Buches, der rein theoretische Ausführungen enthält, rechnet er mit großer Entschiedenheit die Schauspielkunst zu den produktiven Künsten. Das thue ich auch, nur daß Gregoris Begründung unserer gemeinsamen Behauptung die theoretische Schärfe vermissen läßt. Er meint, „nur wer selbstständig einen im Drama niedergelegten Charakter durchzuspüren ufw. vermag, ist Künstler.“ Damit setzt er aber den zu beweisenden Punkt stillschweigend voraus. Ob und inwieweit der Schauspieler dem Dichter selbstständig gegenüberstehen kann, das eben ist die Frage, auf die es ankommt, wem man wissen will, ob die darstellende Kunst eine produzierende oder nur eine reproduzierende sei. Wie gesagt; ich bejahe sie, wenn mir der Name auch leider nicht gestattet, meine Begründung der verfehlten Gregoris entgegenzusetzen. Was er über das Stadium der unmittelbaren Empfindung, der Reflexion und der Verschmelzung beider sagt, ist gut und richtig. Mir hat vor allem seine Stellung zum Stil des Detailrealismus Freude bereitet. Er ist natürlich weit entfernt, die Bedeutung und die Verdienste dieser Richtung zu leugnen; aber er sieht in ihr nicht die Vollendung. „Es ist ohne weiteres klar, daß die modernen Stüde wie an die Phantastie des Zuschauers so auch an die des Schauspielers und an seine Technik recht geringe Anforderungen stellen, daß also für die Schauspieler in dieser Richtung keine geblühende Fortentwicklung möglich ist. Ihre Phantastie wird nicht mehr gepflegt. . . weil der mit der Novelle liebäugelnde Dramatiker, der jede kleinste Wahrheit seiner kleinen Welt registriert, dem Darsteller soviel Material an die Hand giebt, daß neues hinzuzutun überflüssig wird. Wie anders Shakespeare und Goethe, die mit Parenthesen largen im Vertrauen auf die tiefe, weite Wahrheit ihrer Werke.“ Mit diesen Worten hat Gregori allerdings recht, wie er auch recht hat, wenn er mal wieder den zeitgemäßen Beweis bringt, daß eine gelungene Hamlet-Aufführung immer mehr bedeute, als selbst die vorrefflichste Wiedergabe von Halbe's „Jugend.“ Sehr starke und eben darum sehr erfrischende Worte findet er gegen die gewissenlosen Virtuosen, gegen den Schund von dramatischen Lehrern, der den jungen Schauspielern für teures Geld ihr Talent verdirbt, gegen den Hervorruf und gegen manches andere, an dem die Bühne krankt. Im zweiten Teil der Arbeit bietet Gregori sozusagen eine praktische Probe auf seine theoretischen Ansichten, indem er die Bühnendarstellung der Hamlet-Rolle in allen Stadien und Einzelheiten beschreibt. Ich kann nur sagen, daß ich in der Grundauffassung des Hamlet mit ihm übereinstimme, daß ich aber manche Auffassungen und Auslegungen im Detail zurückweisen möchte. Ein Streif, der zu einer Entscheidung führte, läßt sich an dieser Stelle natürlich nicht ausfechten. Zusammenfassend sei das anregende und warmherzige Buch aufs beste empfohlen. E. S.

**Musik.**

In unserer Zeit der Pflege Beethovens und Moderner ist Gefahr vorhanden, daß der allermeisterhafteste Beherrscher des musikalischen Klanges und Ausdrucks, Mozart, zurückgesetzt werde. Dem haben

nur in den letzten Jahren an deutschen Bühnen Neueinstudierungen Mozartscher Opern entgegengewirkt; München dürfte hier voranzugehen sein. U. a. hielt man dabei darauf, daß neben den zwei seither alleinherrschend gewordenen Gesangsformen in der Oper: dem Melodienstück und dem vom Orchester begleiteten melodischen Recitativ, auch die damalige dritte Form: das bloß vom Klavier begleitete, dem Sprechtonfall nähere, das sogenannte Secco-Recitativ, wieder in seine Rechte eingesetzt werde. Die dadurch herbeigeführten Abstufungen im Verlauf eines Opernwertes geben diesem eine ganz besonders künstlerische Ausgeglichenheit. Wie sehr sich die Fürsorge für einen solchen Vorzug gerade bei Mozart lohnt, war am Donnerstag in mehrfacherem Sinn zu merken bei einer neueinstudierten Aufführung der tomsischen Oper „Cosi fan tutte“ im alten Opernhaus, in der Bearbeitung von H. Levi, die altes Unrecht wieder gut macht. Kapellmeister Strauß und das Orchester wurden der Mozartschen Musik in erfreulichster Weise gerecht; jene Recitation begleitete der Dirigent, wie es Sitte war, an einem jener Zeit entsprechenden Klavier, meisterlich auch darin. Im übrigen zeigte die Aufführung wieder das Glück, das unsere Oper genießt: durch einige hervorragende Kräfte vor dem Niveau geschützt zu sein, das sich hier sonst zeigen könnte. Die drei Sangerinnen Herzog, Rothhauser und Gradl wirkten so sehr im Geiste dieses allerliebsten Rococostückes und so einheitlich, so ausgeglichen in sich und miteinander, daß dadurch allein schon ein glünstiger Eindruck sicher war. Von den drei Sängern Knipfer, Hoffmann und Grünig war jedes etwas weniger zu sagen, von dem letztgenannten auch deswegen, weil seine Stimme schon für sich nicht recht ausgeglichen erschien. Abgesehen davon kam das, was vielleicht den Hauptvorzug dieses, vorläufig gänzlich ungealterten Werkes ausmacht: die ideale musikalische Ausgestaltung des Dialogs und des Zusammenspiels, im ganzen sehr gut zur Geltung. Die Intimität, die in dem Werke steckt, die in seiner Wiedergabe enthalten sein soll, und die diesmal auch thatsächlich in beträchtlichem Maß zum Vorschein kam, muß allerdings immer unter der räumlichen Größe unseres Opernhauses leiden. Ein Theatergebäude wie das selber noch ins Rococo zurückreichende Münchener Residenztheater thäte hier not, auch wenn ein solches ganz wohl als Schöpfung unserer Zeit — nur eben der künstlerischen, nicht der geschäftlichen und gesellschaftlichen Mächte unserer Zeit — angelegt sein könnte. — sz.

**Psychologisches.**

gk. Die Macht der Einbildung. Der Psychologe Stosson berichtet in der „Psychological Review“ über ein seltenes Experiment, das beweist, welche Rolle die Suggestion im Uteile einer größeren Anzahl von Menschen spielen kann. Das Experiment wurde in der Universität von Wyoming gemacht. „Ich hatte — erzählt Stosson — eine mit destilliertem Wasser gefüllte Flasche, die sorgfältig in Baumwolle verpackt und in einer Kiste eingeschlossen war. Nach einigen anderen Experimenten im Laufe eines populärwissenschaftlichen Vortrages erklärte ich, daß ich mir über die Schnelligkeit, mit der sich ein Geruch in der Atmosphäre des Saales verbreiten würde, klar zu werden wünschte, und ich bat die Anwesenden, die Hand zu erheben, sobald sie einen Geruch gewahr würden. Ich packte dann die Flasche aus und goß das Wasser auf die Baumwolle, während ich den Stopf dabei wegdrehte; dann nahm ich eine Uhr mit Sekundenzeiger und erwartete das Resultat. Ich erklärte, daß ich absolut sicher wäre, niemand im Auditorium hätte jemals schon den Geruch dieser chemischen Mischung kennen gelernt, die ich auf die Baumwolle gegossen hatte, und ich sprach die Hoffnung aus, daß, wenn auch der Geruch stark und merkwürdig sein sollte, er jedenfalls niemand unangenehm berühren würde. Nach Ablauf von 15 Sekunden erhoben die meisten der Anwesenden, die in den vordersten Reihen saßen, die Hand, und nach 40 Sekunden hatte der „Geruch“ sich bis in den hintersten Teil des Saales verbreitet. Drei Viertel ungefähr des Auditoriums erklärte zu diesem Zeitpunkt, den Geruch zu empfinden. Wahrscheinlich wäre noch eine größere Zahl der Anwesenden der Suggestion zum Opfer gefallen, wenn ich nicht genötigt gewesen wäre, das Experiment zu unterbrechen, weil einige der Zuhörer in den vordersten Reihen — infolge des „strengen Geruches“! — anfangen, sich übel zu befinden und den Saal verlassen wollten.“ . . .

**Humoristisches.**

— Gewissenhaft. Aber, Herr Professor, g'rad kan S' von an' Berg abg'stürzt und glücklich mit heiler Haut davon'komma, und jetzt wollen S' schon wieder 'nauftraxeln!'  
 „Ja — will nur messen, wie hoch ich 'runtergefallen bin!“ —  
 — Wahrheitsliebend. Mutter: „Kinder, streitet Euch doch nicht fortwährend! Ich und Papa streiten uns ja auch nicht — immer!“ —  
 — Aus einem Roman. „. . . So, nun sind Sie wieder Sie selbst“, sagte er und beachtete sie mit ungeheuerlichem Wohlgefallen durch seine goldene Brille, die neben ihm auf dem Tische lag. — („Flieg. Bl.“)